

TU Bürger's Lenore.

Zur Erinnerung an den Tod des Dichters (8. Juni 1794).

Bis zu den Zeiten des Dichters, über dessen Grabe heute ein Jahrhundert seinen Ring schlief, gab es in Deutschland keine Ballade. Die Romane aber, die bis dahin deren Stelle vertreten hatte, war eine der höchsten Dichtungsformen, die es jemals gegeben. In dem sie mit „einer possirlichen Axtaurell“ nach Art unserer Händel'scher tragische Morbegeschichten, Hirtenschungen und Feuerabenteuer erzählt oder in schmückiger Weise die alte Mythologie transcribirt, „konstituirte sie in Wahrheit das Volkstümliche“ und arbeitete so einer Wiebergeburt der Poesie aus diesem Born echter Dichtung geradezu entgegen. Bürger folgte diesem poetischen Anflug anfangs auch noch, z. B. in seinem „Wacchus“, im „Kraus der Europa“, der „Menagerie der Götter“, „der Königin von Golkonda“ und andern Gedichten. In der „Lenore“ aber rief er sich los von dieser Fronte der Dichtung und stellte uns mit leuchtendem Sinne das Volkstümliche dar, so wie es ist: schlicht und einfach in seinen Mitteln, aber nichtbedeutender von ergreifender Wirkung und wahrer Schönheit.

Schiller setzt in seiner Recension der Bürger'schen Gedichte das ganze Geheimnis der Volkspoesie in glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplizität in der Behandlung desselben. Was zunächst die Wahl des Stoffes betrifft, so muß dieser nach der Schiller'schen Keilheit erstens von einer sittlichen Idee durchdrungen und zweitens nach Bürger's eigenen Auseinandersetzungen in dem „Herzenserguß über Volkspoesie“ dem Anschauungsstreife des Volkes entnommen sein. In seinen Beziehungen läßt der Stoff der „Lenore“ nichts zu wünschen übrig.

Zunächst besteht ihn eine sittliche Wahrheit, die Wahrheit, daß sich der Mensch in Gottes Willen zu fügen habe. Lenore ist ein namenloses Gemmel frevelhafter Aufsehung gegen Gott. Ein Engländer hat die Idee des Gedichtes bedenklich genannt, indem die Strafe Lenorens viel größer als ihr Verbrechen sei. Dieses Urtheil wäre berechtigt, wenn uns in dem Gedichte eine wahre Geschichte erzählt würde; aber das ist, wie der Leser sofort erkennt, nicht der Fall. Dem Dichter kam es nur darauf an, das Elend eines mit seinem Schöpfer rechten Menschenherzens zu schildern, das seine Sünde zunächst in seiner eigenen Herrlichkeit büßt, und das drastische Ende Lenorens soll nur dazu dienen, das Frevelhafte ihres Beginnes zum Schluß noch einmal recht hervorzuheben. Der Stoff ist aber auch insofern glücklich gewählt, als er aus dem Anschauungsstreife des Volkes genommen ist. Er ist, wie Wilhelm Wadernagel zuerst nachgewiesen, ein Blatt von einem Sagenbaum, der seine Äste über alle indogermanischen Völker ausbreitet. Freilich ist die Idee der verwandten Dichtungen und Sagen eine andere als die von Bürger's „Lenore“. Während hier „der aus dem Grabe Zurückkehrende als himmlischer Richter“ auftritt, geht aus jenen die Mahnung hervor, die Toten nicht allzu sehr zu betauern, weil jede Thräne auf ihre „kalte Brust“ kalte und ihren Schummer streue. „Sie möchten“, sagt Wadernagel, „gern das alte Leben verschlafen und vergessen; aber die Liebe mahnt sie wider ihren Willen: das Kind wird von der Mutter, die Mutter vom Kinde, der Gatte von der Gattin noch auf einige Zeit an das Leben gefesselt. Es gibt ein schönes deutsches Märchen, wo das Kind in seinem weißen Totengewand nachts vor das Bett der unaufhörlich weinenden Mutter tritt und zu ihr flieht: Ach Mutter, hör doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen; denn mein Totengewand wird nicht trocken

von deinen Thränen, die alle darauf fallen. Dann, als die Mutter seine Bitte erfüllt hat, erscheint das Kind noch einmal: Siehst du, nun ist mein Gewand bald trocken und ich habe Ruhe in meinem Grabe. Ein uraltes und großartiges Beispiel gespenstischer Wiederbelebung des Gatten durch sein Weib liefert die Edda im zweiten Liede von Helgi, dem Hundingsstötter. Helgi ist im Kampfe gefallen; über seinen Leichnam wird ein Hügel getürmt. Eines Abends sieht die Magd der trostlosen Gattin Sigrun den Helben mit „manchen“ Mannen zum Hügel reiten. Die Magd berichtet es, Sigrun geht hin. Sie spricht:

Dein Haar ist, Helgi, reißdurchdrungen,
Sang ist der König leichtentausgespräch!

Er antwortet:

Allein verurtheilt du, Sigrun von Sefasöll,
Daß Helgi ist mit Weibesau beneht:
Du weinst, Goldgeschmüde, grüne Zähren,
Sonnenglänzende, sählige, eh' du schlafen gehst!
Jede Feil hängt auf die Brust dem Helben,
Auf die uralte, eingegrabene, angstbebrungene.

Nachdem Sigrun die Nacht mit ihm im Grabe zugebracht hat, macht er sich dem Morgen des Morgens wieder auf, „zu reiten geträumte Wege, das sogleiche Pferd den Aufsteig treten zu lassen“. In Norddeutschland wurden noch bis vor nicht allzulanger Zeit hin und her wieder die Verse gehört:

Der Mond der scheint so helle,
Die Toten reiten schnelle,
Reins Liebesgen, graut dir nicht?

Es ist erwiesen, daß diese Verse Bruchstücke eines Volksliedes sind, dessen man bis heute noch nicht habhaft werden konnte. Diese Verse sind es auch gewesen, welche Bürger im Sommer des Jahres 1773 die ersten Anregung zur Schöpfung der „Lenore“ gaben. Er hörte sie eines Abends von einem Bauernmädchen singen. Dieses wußte, daß es Bruchstücke eines längeren Volksliedes waren, das ihm indes nie vollständig vorgekommen war; eine Freundin hatte ihm nur „noch dunkle Erinnerungen davon erzählt“; unter andern waren ihm daraus die Verse im Gedächtnis geblieben:

Wo life, wo lose
Rege bei den King.

So griff also Bürger bei der Schöpfung seiner „Lenore“ in eine reiche Urne alter Sage und Dichtung, umso mehr, als nicht nur die übrigen germanischen Völker, sondern auch die Littauer, Serben, Italiener und Griechen ähnliche Mythen besitzen; die griechische ist in Goethe's „Braub von Korinth“ bearbeitet.

So glücklich nun der Stoff gewählt war, so meisterhaft hat ihn auch Bürger bearbeitet. „Höchste Simplizität“ forderte Schiller betreffs der Behandlung. Dieser Forderung ist Bürger in der „Lenore“ im vollsten Maße gerecht geworden. Bei der lebhaftesten Bewegung entwidelt sich doch alles mit der größten Einfachheit. Da ist nichts gezeichnet und entwirrt; alles ist sinnlich gefaßt; alles ist Gestalt und Leben, was uns entgegentritt oder mit nächstlicher Schattenshaftigkeit an uns vorüberfließt. Wir haben hier das vor uns, was Herder in der Sprache der wilden Völker fand, „es ist kein anderer Zusammenhang unter den Theilen der Erzählung wie unter den Scenen der Begebenheit selbst“. Und wie man in einer Reihe von Objecten die einzelnen nur Augenblick für Augenblick ins Auge fassen kann, so zeigt uns der Dichter in jedem Augenblick auch nur einen Gegenstand, um dann ganz nach Art des Volksliedes rasch und fest zu einem andern Überführungen. Die läßt er sich auf Schilderung einer allgemeinen Scene ein; aber er

rafft von der betreffenden Situation oder Gestalt stets das charakteristische Merkmal auf, so daß sich die Phantasie das Fehlende leicht selbst ergänzen kann. So erwähnt er von der äußeren Erscheinung Lenorens nur ihr „Abendhaar“ und „ihre Ährenhände“; aber dies reicht hin, um uns Lenore in ihrer ganzen leidenschaftlichen Eigentümlichkeit zu zeichnen. Die wenigen Worte: „Der Mond scheint hell“ entrollen vor uns den ganzen unheimlichen Zauber der Mondnacht.

Und auf ähnliche meisterhafte Weise sind nun auch die übrigen Scenen des Gedichtes geschildert. Wir sehen den Reiter vor Lenorens Thür absteigen, wir vernehmen das Klingeln des Hörtensangs, das Scharren des Hagens und das Säusen des Hagedornes; wir sehen unter der Hüfen des Rosses die Funken sprühen und hören das Donnern der Brüden; wir erblicken im Mondlicht den ragenden Galgen und vernehmen das Hufschuß des „lustigen Gefandels“.

Zu einem nicht geringen Teile hat Bürger diese Wirkung durch Anwendung der Onomatopöie erzielt. Diese ist in der „Lenore“ ganz vorzüglich verwendet. Von verschiedenen Beurteilern, auch von Schiller, ist sie zwar verurtheilt worden, aber gewiß mit Unrecht. Natürlich muß die Onomatopöie, wenn sie angewandt wird, auch wirklich eine Schallnachahmung sein. Bürger hat sie an einigen Orten auch mit falkhem Ton angewandt; meist aber gebraucht er sie mit großem Glücke. Hervorgehoben sei z. B. die „Abendphantasie eines Liebenden“, wo er fogar den Atemzug der schlafenden Geliebten nachahmt. Es heißt dort:

Ah, was hör ich? Das Gejuch!
Von ihres Schlummers Atemzug!
Was zum Malen deutlich schildert er durch Onomatopöie, wie ein Ritter sein betrogenes Liebchen verläßt:

Drauf rit der Ritter hochsala
Und ritich sein Hätzchen tralala,
Sein Liebchen sah ihm reiten
Und hörte noch vom weiten
Sein Lacher hahaha!

Auch in der „Lenore“ verdanken wir der Onomatopöie viel davon, daß wir von der Dichtung gewissermaßen selbst wie auf schnellem Kappen dahingetragen werden, daß wir fast vergessen, daß uns die Geschichte nur erzählt wird, daß wir nur sehen, nur hören, ganz in ihr leben.

Von verschiedenen Kritikern ist Bürger's „Lenore“ auch als ungeläutert hingestellt worden. Wenn Herder sagt, Bürger hätte dem Gedicht einen menschlicheren Ausgang geben sollen, und Wadernagel es geschnappt findet, daß sich Wilhelm zuletzt als Tod entkühlt, so können diese Bedenken ja nicht ohne weiteres als unbegründet bezeichnet werden. Wenn aber jemand an der strotzenden sinnlichen Kraft des Gedichtes, besonders an der unbefangenen Auffassung des bräutlichen Verhältnisses Anstoß nehmen wollte, so könnte man ihn nur der Trüberei zeigen. Dieser natürliche Reiter, diese leidenschaftlich-milde Lenore müssen bleiben, wie sie sind; kein Zug darf an ihnen fehlen. Wird doch alle sinnliche Ungebundenheit, der sich der Dichter bei ihrer Zeichnung überläßt, wird doch jeder Uebergang gebändig und verhöflich durch den Gesang der Geister, der richtiger-erst am Schluß des Gedichtes ertönt:

Gebuld, Gebuld, wenns Herz auch bricht,
Mit Gott im Himmel habre nicht!
Des Lebens bist du lebzig,
Gott sei der Seele grädig!

Und wie diese große Gedicht, so verbannt auch dieses seine Größe der Unmittelbarkeit, mit der es der Dichter hervorgebracht. Bürger's

„Lenore“ ist ein Gelegenheitsgedicht im großartigen Sinne des Wortes. So seltsam das im ersten Augenblick klingen mag, so wahr ist es doch. Man kann vielleicht sagen, kein anderer als Bürger hätte die „Lenore“ dichten können. Bürger allein, der selbst mit einer so leidenschaftlichen Blut liebt, daß er sich einmal in derselben mit einem „wütenden Löwen“ verglich, Bürger allein, der selbst sein ganzes Leben hindurch mit Gott und seinem Geschicks grokter, nur Bürger allein war in stände, die Vergeißelung Lenorens in so herzerkütternden Lauten zu schildern, wie er dies in jedem Gedichte that. Auch das Gemälde des nächsten Flutes entspricht ganz der Eigenart des Dichters, dem schon als Knaben, wie sein Biograph Mithof sagt, „das Grauen, welches uns oft in der Einsamkeit oder in der Dämmerung oder im Mondlichte antkommt, eine sehr angenehme, erschütternde Empfindung verurtheilt“.

Uebrigens liegt einer Partie des Gedichtes nach Pöhlles Bemerkung ein ganz bestimmtes Erlebnis des Dichters zugrunde. Während seines Aufenthalts in Halle sah Bürger jedenfalls die Heimkehr des damals dort garnisonierenden bairischen Regiments. Auf Grund dieses Ereignisses mag er wohl seiner „Lenore“ den jenseitigen Krieg zum Hintergrund gegeben haben, und auf Grund desselben mögen besonders die Verse entstanden sein:

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede.
Und jedes Meer mit Sing und Sang,
Mit Funkenschlag und Kling und Klöng,
Geschmückt mit grünen Feiern,
Zog sein zu seinen Häusern.

Wir besitzen in Bürger's „Lenore“ eins der größten deutschen Gedichte, dem sich an dahinstrebender Bedeutung nur Goethe's „Oth von Berlichingen“ an die Seite stellen läßt. Die dieses das erste wirkliche deutsche Drama, so ist Bürger's „Lenore“ die erste deutsche Ballade.